

MARC HOFMANN

DER  
MATHELEHRER  
UND DER TOD

GREGOR HORVATHS  
ERSTER FALL

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Mai 2020  
Knaur Taschenbuch  
© 2020 Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Covergestaltung: Carolin Liepins  
Coverabbildung: Carolin Liepins  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-52547-0

2 4 5 3 1

*Für Anne*

*Von Bedeutung sind stets jene Fakten, die nicht passen.*

Hercule Poirot in Tod auf dem Nil



# Prolog

Interessant ist, dass meine Gedanken ganz klar sind. Mein Puls schlägt erstaunlich ruhig, es fühlt sich an, als wäre ich unbeteiligter Beobachter eines wissenschaftlichen Experiments.

Gleich werde ich nichts mehr sehen und in weniger als einer Minute nicht mehr atmen können. Irgendwann werde ich den Mund öffnen, wodurch Erde in ihn dringt, an der ich dann ersticken werde. Es wird ähnlich sein wie Ertrinken.

*Studienrat hat den ganzen Kopf voll Draht* heißt eine Zeile aus dem Buch *Eine Woche voller Samstage*. Wieso fällt mir das ausgerechnet jetzt ein? Außerdem müsste es heißen: Studienrat hat den ganzen Mund voll Dreck. Aber das ist nichts für Kinder und reimt sich auch nicht.

Das hat er nun davon, der Herr Studienrat – Oberstudienrat, um genau zu sein –, wenn er glaubte, er müsse seine Nase in Dinge stecken, die zu groß für ihn sind. Wenn er glaubte, er könne einfach einen Mord aufklären. Jeder sollte das tun, wofür er gemacht ist. Alles andere ist Hybris.

Arthur Schnitzler hat sich einen Herzstich setzen lassen. Er verfügte testamentarisch, dass der Arzt, der

seinen Tod feststellte, ihm ein Messer ins Herz stoßen solle, damit auch wirklich sichergestellt sei, dass er nicht mehr lebe. Aus lauter Angst davor, lebendig begraben zu werden. Hans Christian Andersen und Schopenhauer haben ähnliche Maßnahmen ergriffen, um zu vermeiden, dass sie irgendwann tief unter der Erde in ihrem Sarg erwachten, um dort dann qualvoll zu ersticken. Es wurden sogar technische Hilfsmittel erdacht, um dieser Situation zu entkommen, etwa eine Schnur, mit der der Scheintote eine Glocke am Grab auslösen oder eine Signalfahne entfalten konnte. Selbst Säрге mit einem Sauerstoffvorrat wurden konstruiert.

Nun ist es eine Sache, theoretisch über diese Dinge nachzudenken. Etwas ganz anderes ist es, dabei gefesselt in einer eigens für einen selbst ausgehobenen Grube zu liegen, während diese Grube langsam zuge-schaufelt wird. Und es immer dunkler wird.

Ich frage mich, was nun kommen mag, und schließe die Augen, weil sie beginnen zu brennen. Ich blase etwas Erde von Mund und Nase, das verschafft mir ein paar Sekunden – aber nur, bis die Schaufel wieder über dem Grubenrand erscheint und die nächste Ladung auf mich fällt. Es dauert eine Weile, bis ein Mensch völlig begraben ist. Es gibt schnellere Methoden, jemanden zu töten. Zum Beispiel, ihn aus einem Fenster zu stoßen. Im Gegensatz zum Erdrosseln ist der Mör-

der hier nur indirekt für den Tod verantwortlich. Das macht es einfacher.

Der Unterschied ist, dass beim Begraben die Leiche gleich verschwunden ist. Man gilt dann einfach als vermisst. Bis irgendwann der Hund eines Spaziergängers etwas aus der Erde gräbt, oder auch nicht.

Niemand weiß, dass ich hier bin. Alleine leben, alleine sterben. So allein, wie ich gearbeitet habe. Denn, mal ehrlich: Auch wenn man als Lehrer dauernd mit Menschen zu tun hat, in den entscheidenden Situationen ist man so alleine, wie man nur sein kann. Beim Vorbereiten, beim Korrigieren. Und natürlich: vor dreißig Jugendlichen in der Klasse.

Jetzt aber macht es sowieso keinen Unterschied mehr, wie ich gelebt und gearbeitet habe. Denn jeder stirbt für sich allein – heißt es nicht so?

# 1.

## Montag

Es war Viertel nach sieben Uhr morgens, und es war nass, kalt und dunkel. Ich stand an der üblichen Stelle im Freiburger Stadtteil Wiehre, an der Ecke Glümer- und Urachstraße bei der Statue des kleinen Kalbs. In fünfundvierzig Minuten würde ich versuchen, übermüdeten Schülern Inhalte zu vermitteln, die ich für bedeutsamer hielt als sie. Und draußen würde es immer noch mehr dunkel als hell sein.

Es war grotesk, die Schule so früh beginnen zu lassen, gegen den Biorhythmus der meisten Jugendlichen. Andererseits, die erste war die schönste Stunde des Tages. Weniger Störung gab es später nie mehr. So viel Ritalin könnte man gar nicht in die Wasserspender hineinmischen, um eine solche Ruhe im Unterricht zu bekommen wie früh am Morgen.

Buschmanns Auto hielt, und ich rechnete schon mit seinem üblichen Montagmorgenwitz, einen Meter weiter zu fahren, wenn ich versuchte, die Beifahrertür zu öffnen, doch er blieb stehen.

»Guten Morgen, Herr Kollege«, sagte ich.

»Morgen«, murmelte er zurück, und ich stieg ein.

Kurz bevor das Innenlicht wieder ausging, bemerkte ich, dass er fürchterlich aussah.

»Wenig Schlaf?«, erkundigte ich mich.

Er nickte. »Hatten Besuch. Viel zu lang. Und zu viel Wein.«

»Die Frau Gemahlin schläft heute etwas länger?« Seine Frau Silke war auch eine Kollegin. Die beiden hatten sich an der Schule kennengelernt, waren ein Paar geworden und hatten vor einigen Jahren geheiratet.

»Krank«, murmelte er.

»Oh. Dann wünsche ich baldige Genesung«, sagte ich und blickte hinaus auf die künstlich beleuchteten Straßen Freiburgs, wo der Verkehr gerade noch spärlich genug floss, dass wir gut vorankamen. In einer Stunde würde es kein Durchkommen mehr geben – zu viele Baustellen und zu viele Fahrzeuge ergaben eine Kombination, die Freiburg zum Albtraum jedes Autofahrers machten.

»Hey, du Arsch«, rief Buschmann und meinte einen Fahrradfahrer, der uns ohne Licht auf der falschen Seite entgegenkam und uns am Abbiegen hinderte. Der Radfahrer gestikulierte mit einer Hand. Vermutlich fühlte er sich im Recht. Einfach deshalb, weil er mit dem Rad fuhr. Ein typisches Freiburg-Phänomen.

Obwohl unsere Schule, das Robert-Schumann-

Gymnasium, lediglich am anderen Ende der Stadt lag – was in Freiburg keine allzu weite Entfernung war –, fuhren wir mit dem Auto. Für Lehrer in der sogenannten *Green City* war das ein ungewöhnliches Verhalten, hätten wir doch die Strecke eigentlich mit dem Rad oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen können und wohl sogar müssen. Letztere fuhren wegen eines Streiks aber momentan zu unregelmäßig, und das Rad mieden wir beide. Ich, weil ich mich grundsätzlich von jeglichen sportlichen Aktivitäten fernhielt, und Buschmann, weil es ihm zu kalt und ungemütlich war. Er, der immerhin Sportlehrer war, bezeichnete sich gerne als Schönwettersportler.

Da ich weder Auto noch Führerschein besaß, übernahm er den Fahrdienst, ich hatte mir jedoch vorgenommen, ihn, sobald die Bahnen wieder verlässlich fuhren, opulent zum Essen einzuladen.

»Und?«, fragte ich mit Blick auf seine ausgeleierte Jeans, die orangefarbenen Laufschuhe und seine rote Outdoorfunktionsjacke. »Heute wieder eher farbenfroh-leger gekleidet?«

Er sah mich an und nickte, schien aber wirklich unpässlich zu sein, denn normalerweise hätte er mit etwas gekontert wie: »Und der Herr Geheimrat, heute mal wieder in dezenten Farben und altmodischem Zwirn?«, und dann hätte ich gesagt: »Dass Stil und Geschmack als ungewöhnlich und verspottenswert

betrachtet werden, liegt eher an der Stil- und Geschmacklosigkeit der Gegenwart als an irgendetwas anderem, oder, mit anderen Worten: Wenn die Sonne der Kultur tief steht, werfen auch schlecht gekleidete Zwerge lange Schatten.« Dann hätten wir beide gelacht, und es wäre ein guter Start in die Woche gewesen. Ein übliches Geplänkel zwischen uns, da wir beide uns optisch und auch in vielem anderen beträchtlich unterschieden. Im Gegensatz zu ihm trug ich weder jemals andere Farben als Schwarz, Grau, Weiß oder höchstens einmal Dunkelbraun, noch sah man mich je in Jeanshosen. Das letzte Mal hatte ich eine mit achtzehn getragen, danach beschloss ich, mich fortan ordentlich zu kleiden. Seither trug ich Anzüge, seit einigen Jahren nicht einmal mehr von der Stange, sondern extra für mich geschneidert. Gerne auch aus etwas gröberem, dickerem Stoff. Ich wollte nicht aussehen wie ein Bankangestellter. Dazu Mäntel, Kurzmäntel, häufig eng tailliert mit großem Kragen im Gehrock-Stil. Bei den Schuhen vermied ich die aktuellen schmalen Schleicher, ich bevorzugte auch hier etwas Schwereres. Dazu meist eine Weste, an der eine silberne Taschenuhr befestigt war.

Auf die meisten Mitmenschen wirkte diese Kleidung exzentrisch, für mich war es die einzige Möglichkeit, mich angezogen zu fühlen.

»Du bist mindestens im falschen Jahrzehnt, wenn

nicht im falschen Jahrhundert geboren, du bist völlig aus der Zeit gefallen«, hatte Rosa am Ende erklärt. »Ich aber lebe jetzt, und deshalb funktioniert das nicht mit uns beiden.«

Mit allem hatte Rosa recht gehabt, außer mit einem: Aus der Zeit gefallen war ich nicht. Ich war nämlich nie drin gewesen.

Natürlich hob ich mich auf diese Weise von den allermeisten Kollegen an der Schule ab. Vor meinem Dienstantritt vor nunmehr fünfzehn Jahren hatte ich naiverweise kurz geglaubt, einen Beruf gewählt zu haben, in dem ich mit meiner Kleiderwahl gar nicht so auffallen würde, aber das war ein Irrtum gewesen. Lehrer trugen nahezu ausschließlich Jeans. Die meisten Kollegen kamen mit T-Shirt in die Schule, und diejenigen, die ein Hemd trugen, glaubten nicht selten, es sei akzeptabel, das Hemd aus der Hose hängen zu lassen. Manche trugen sogar allen Ernstes Sandalen. An besonderen Tagen, wie dem mündlichen Abitur, kombinierten sie zerbeulte Sakkos mit ihren Jeans und glaubten, sie seien gut angezogen.

Buschmann und ich unterschieden uns auch charakterlich deutlich. Er war der Kumpeltyp mit den typischen Kumpelfächern Sport und Geografie, natürlich Vertrauenslehrer, immer ganz nah dran an der Jugend, optisch, sprachlich, in allem. Ich hingegen versuchte, so weit weg wie möglich von der Jugend zu sein, Dis-

tanz zu wahren, mich nicht anzubiedern. Weil es eben meine Art war – aber auch aus Respekt vor den Schülern. Sie brauchten keine Vorbilder, die sich genauso aufführten wie sie selbst. Interessanterweise funktionierte beides auf seine Art.

Trotz unserer Unterschiede mochte ich Buschmann. Wir hatten gemeinsam am Schumann angefangen und uns von Beginn an gut verstanden.

Heute jedoch blieb er stumm.

»Noch zwei Wochen, nicht wahr?«, versuchte ich etwas Small Talk. Nicht gerade meine Stärke.

»Mhm«, machte er.

»Bis zu den Herbstferien?«

Normalerweise verweigerte ich mich diesem Thema und redete prinzipiell nicht darüber, wann die nächsten Ferien begannen, wer mit seiner Familie in den Pfingstferien an die obligatorischen Orte Korsika, Südfrankreich oder die Toskana fuhr. Es interessierte mich schlichtweg nicht.

Ich machte überhaupt vieles nicht mit von dem, was heute lebenswichtig schien. Ich besaß kein Smartphone und keinen Computer. Ich nutzte in meinem Unterricht prinzipiell keine *neuen Medien*, ich ließ mich nicht hetzen, ich ließ mich nicht von Eltern zu Hause anrufen, ich schrieb ausschließlich mit Füllfederhalter, und ich bereitete mich prinzipiell nur an der Schule vor, meine Tasche nahm ich oft nicht einmal

mit in meine Wohnung. Lediglich Klassenarbeiten korrigierte ich zu Hause. Sonst hätte ich zu viele Wochenenden korrigierend im Lehrerzimmer verbringen müssen, und das wollte ich dann doch nicht.

»Was ist denn mit dir heute los?«, fragte ich Buschmann dann doch direkt. Das schien mir mehr als ein Kater zu sein.

»Äh, hallo?«, sagte er. »Mir geht's halt nicht so gut, kann ja wohl mal vorkommen, oder?«

Ich beschloss, die leichte Aggression in seiner Stimme zu überhören, konnte mir aber eines nicht verkneifen: »*Hallo?* Sagst du wirklich *hallo?* Findest du nicht, dass wir Lehrer da auch sprachlich eine Vorbildfunktion haben sollten?« Es war ja bei Teenagern schon inakzeptabel, wie sie redeten, dachte ich, was ich sie auch bei jeder Gelegenheit wissen ließ.

Er atmete durch.

»Ich würde mal gerne für eine Stunde wissen, wie sich das anfühlt, du zu sein. Man kann sich doch nicht allen Ernstes darüber aufregen, wie Leute reden«, sagte Buschmann und grinste zum ersten Mal heute Morgen. »Was bist du bloß für ein Typ?«

Ich finde mich eigentlich ganz normal, dachte ich. Ich finde nur die Zeit, in der wir leben, so verrückt.